

Düsseldorf, Montag den 23. Februar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 8.

Die Küche des Sultans, blockirt durch die Russen.

Die Küche des Sultans, welch' ein sonderbarer Artikel! werden unsere Leser ausrufen. Und doch glauben wir, daß ihm der Beifall zu einer Zeit nicht fehlen wird, wo bekanntlich der Dinge so manche von einem mehr oder minder geschickten Koche abhängen. Ueber eine neue, und in unsern glücklichen Gegenden unbekanntere Küche abzuhandeln, heißt gleichsam, die Wissenschaft bereichern, da die Kochkunst bekanntlich auf der höchsten Stufe sämtlicher Zweige der Industrie steht, sich von allen Sterblichen einer ganz besondern Gunst zu erfreuen hat, und selbst in der politischen Maschine eine der ersten Triebfedern ist; denn wie könnte ohne sie irgend ein Kriegs- oder Friedensschluß, eine Allianz, ein Congress oder sonst irgend eine wichtige, gemeinnützige Angelegenheit behandelt werden.

Hat auch in der Türkei die Küche keinen so allmächtigen Einfluß wie in den meisten europäischen Staaten, so ist sie doch nicht minder ein Hauptgegenstand der zarten Sorgfalt der türkischen Regierung. Die Sultane besitzen bekanntlich keine Civilliste wie die constitutionellen Monarchen, nach welcher ihr persönliches Einkommen geregelt ist, auch keinen Etat über deren Verwendung, da sich die ottomanischen Herrscher die Verfügung über alle Einkünfte des Reichs ohne Controle vorbehalten haben. Einer ihrer Nachfolger, der, ungeachtet der Vielseitigkeit all' dieser durch den Gebrauch geheiligten Hülfquellen, etwas besorglicherer Natur war, versiel auf den Gedanken, der überall Nachahmer gefunden zu haben scheint, sich ein kleines Privat-Einkommen zu verschaffen, und zog den Ertrag gewisser Auflagen und Gefälle an sich, die von da an, unter dem Titel Apanage, nicht mehr mit den andern Zweigen des Finanzwesens verwaltet wurden.

Die Vorsicht der Abkömmlinge des Propheten nahm jedoch im Verhältnisse der Reichthümer, welche sie nach und aufhäufte, immer mehr zu, und so geschah es denn, daß, als sie ihren Scepter über den Bosphorus und den griechischen Archipelagus ausstreckten, es

einem unter ihnen zu Sinne kam, es sey nicht genug, durch Geld, womit man sich doch Alles verschaffen kann, gegen den Hunger geschützt zu seyn, sondern diese Lebensmittel in Natura (und zwar unentgeltlich) zu beziehen, wäre doch noch sicherer.

In Folge dieses glücklichen Einfalls wurden zur Stelle alle Bedürfnisse seines Hofes berechnet, und Städte, Inseln, ja ganze Provinzen, einer täglichen Lieferung von Lebensmitteln in Natura unterworfen.

Das merkwürdigste bei diesem Beschlusse war, daß man bei Bildung dieser neuen Lasten durchaus keine Rücksichten auf jene nahm, die bereits in Geld entrichtet wurden, und daß man später, als die besteuerten Länder aus verschiedenen Gründen dieselben nicht mehr zu erschwingen vermochten, während die Bedürfnisse des kaiserl. Hauses stets zunahmen, ihnen bloß gestattete, sich hinsichtlich ihrer zu leistenden Gefälle mit jenen Städten zu verständigen, die noch frei geblieben waren, und welche von diesem Augenblicke an mit dazu beitragen mußten, ohne auf der andern Seite irgend eine Entschädigung dafür zu erhalten.

Vermöge dieses Systems wird das Serail durch Natural-Lieferungen unterhalten, deren Verlauf im Voraus für das ganze Jahr den verschiedenen Städten im Verhältnisse zu den Erzeugnissen ihres Gebiets bekannt gemacht wird.

Diese Städte unterhalten in Konstantinopel besondere Agenten, denen sie sorgfältig und ganz genau die requirirten Gegenstände zusenden.

Diese Bevollmächtigten sind aber auch dafür verantwortlich; wenn der sie betreffende Dienst auch nur einen einzigen Tag unterbrochen würde, so müssen sie mit ihrem Kopf die Nachlässigkeit ihrer Comittenten bezahlen; die kleinste Verspätung wird nach der türkischen Justiz, welche bekanntlich sehr schnell ist, mit der Bastonade und einer starken Geldbuße bestraft.

Täglich, und zwar zu einer bestimmten Stunde, geht die Ablieferung vor sich. Pferde und Cameele müssen dann gepackt seyn, und der Convoy setzt sich nach vorgeschriebener Ordnung in Bewegung, und hält seinen Einzug in das zum Dienste der Küche angewiesene Thor des Serails.

Es ist ein sonderbares Schauspiel für die Fremden, welche nie verfehlen, diesen Zug in Augenschein zu nehmen.

Die Thiere, deren Körper ausgenommen und zubereitet sind, um in die von dem Gebrauch vorgeschriebenen Stücke zerlegt zu werden, werden mit den hinteren Füßen auf die Pferde befestigt, welche für den Transport bestimmt sind.

Die Cameele tragen ungeheurere Körbe, in welche die Gemüse, Früchte, Butter und das Federvieh, in einer dem Auge angenehmen, symmetrischen Ordnung gelegt werden.

Die Verproviantirung geschieht jedesmal nur für einen Tag; daher eine Unterbrechung derselben nur von 24 Stunden, das Serail dem Hungertode ansetzen würde.

Die Anzahl der männlichen und weiblichen Bewohner, Jünglinge und Kinder, welche dieses weite Kloster in sich schließt, ist nur oberflächlich durch die Schätzung der dahin abgeführten Lebensmittel bekannt.

Die einzigen Gegenstände, von denen sich Vorräthe daselbst vorfinden, sind Gewürze, Kaffee, Zucker, trockene und eingemachte Früchte, Zuckerwerk und Reis.

Seit der griechischen Insurrektion tragen bekanntlich mehrere Inseln nicht mehr zur Unterhaltung des kaiserl. Hauses bei.

Die Schiffsausrüstungen der Hellenen verhindern die Ankunft der Verproviantirungen aus Caramanien und besonders aus Aegypten.

Die Lieferungen von Honig und einer Gattung kleiner, gelblichen Trauben, welche oft die Stelle des Zuckers vertreten müssen, und die man größtentheils von dem mittäglichen Littoral des schwarzen Meeres bezog, sind gleichfalls durch die Kassen, als Herren dieses Meeres, unterbrochen.

Der Einfall in Bulgarien hatte die Verhinderung der Lieferungen an Dachsen zur Folge, welche den Fürstenthümern Moldau und Wallachei für das Serail auferlegt waren.

Die Truppenbewegung, welche deshalb stattfand, muß nothwendigerweise auch noch andere Hilfsquellen verstopft haben. Rodosto und Adrianopel, wo der Sultan das Geflügel bezog, liefern kaum das für die Truppen des Westens Nothwendige.

Aus allem diesen kann man also schließen, daß die Kassen dem Sultan gegründete Besorgnisse über das Schicksal seines Reichs einflößen müssen, denn sie haben jedenfalls den Mechanismus seiner Küche provisorisch unterbrochen, was, nach dem System eines gewissen Staatsmannes, die Wohlfahrt des türkischen Reichs im höchsten Grade gefährdet.

Unerklärbare Geschichte eines 1793 in Paris guillotinirten Mädchens.

In der bluttriefenden Epoche des Jahres 1793 lebte zu Valenciennes Jean Dumonceau, der einzige Sohn eines sehr wohlhabenden Kaufmanns, ausgerüstet mit Allem, was seine Ansprüche auf ein glückliches Leben rechtfertigen konnte; — nur hatte seit einem Jahre

ohngefähr ihn Schwermuth und eine fustere Melancholie ergriffen, von welcher er keinen eigentlichen Grund anzugeben wußte; zu gewissen Zeiten war dieselbe vorzüglich auffallend und nur auf die dringendsten Bitten seiner Eltern und Jugendfreunde gab er geübte Träume als den scheinbaren Grund derselben an; nur gegen einen seiner vertrautesten Freunde äußerte er in unbestimmten Erklärungen, daß er im Traume das Bild eines Mädchens erblickte, welches ihn mit unaussprechlichem Reiz erfüllte, allein plötzlich als eine Leiche in seinem Arm zu liegen schien, und seine unaussprechliche Angst weckte ihn dann stets aus dem sanftesten Schlummer. — Ausreden, vernünftige Vorstellungen, der Eltern Bitten, des Arztes angewandte Heilmittel — nichts konnte die mit jedem Tage steigende Schwermuth des Jünglings verschuchen. Das Feuer seiner Augen erlosch, der noch unlängst in der Fülle der Kraft strogende Körper schien zu welken, und mit ihm sank die Freude und das Leben der trauernden Eltern mit jedem Tage näher zum Grabe. Da verfiel der kluge Arzt, welcher wohl mehr auf psychologische Heilmethode, als auf die Pharmacie, in vorliegendem Falle baute, auf den Gedanken, daß nur eine bis zur Exaltation gesteigerte Zerstreuung und der Wechsel eines freieren Lebensgenusses vielleicht das Mittel gegen diese das organische Leben zerstörende Schwermuth sey.

Welcher Ort konnte zu diesem Zwecke wohl tauglicher befunden werden, als das geräuschvolle Paris, wo an jedes Genusses unverstehenden Quellen selbst ein Seneca und Plato sich berauschen könnten. — Dumonceau's Eltern waren reich zu nennen und hatten überdies in Paris an dem Kaufmann Lorrain einen Verwandten, in dessen Haus der theure Sohn gewiß gut versorgt, mit allen Bequemlichkeiten, so wie mit einer zu seinem Vergnügen bestimmten Börse reichlich versehen, im Wirbel des lärmenden Paris und seiner Freuden die Schwermuth aus seiner Seele verbannen sollte. Nicht ohne der Ueberredung angewandte Künste gelang es, den Sohn zu dieser Reise zu bewegen, und auch jetzt vertraute er seinem innigen Freunde, daß nur die Hoffnung, das weibliche Ideal seines ihn beängstigenden Traumes dort zu finden, ihn bestimmen könne, den Bitten seiner Eltern zu folgen, und diese Reise zu unternehmen. Nachdem brieflich mit Herrn Lorrain Alles abgemacht, und dieser von dem Plane und Zwecke dieser Reise unterrichtet worden, reiste Jean Dumonceau in seinem 22ten Jahre, von den Segenswünschen seiner Eltern und Freunde begleitet, mit Geld und Wechseln reichlich versehen, am 2. Mai 1793 nach Paris ab. — Herzlich war hier der Empfang, und Herr Lorrain bot alles auf, dem Wunsche der Eltern entsprechend, des ihm so theuer Empfohlenen gleich nach seiner Ankunft auf alle sich anbietende Mittel der Zerstreuung aufmerksam zu machen; bald gelang es ihm auch, demselben einigen Geschmack daran einzufößen, und wie konnte auch Paris den Eindruck bei einem Jünglinge verfehlen, welchen es selbst auf bejahrte Philosophen so oft bewiesen hatte! Bei so ergiebigen Quellen, aufgemuntert zum Genuße, im Sinnenrausche aller Vergnügen, bedurfte es kaum eines vierwöchentlichen Auf-

enthaltend, und schon bemerkbar wurde die Abnahme der Schmerzmuth, des finstern Ernstes und einsüßigen Besnehmens des jungen Dumonceau. Indessen hatte Lorrain durch Rath und That sorgfältig gewacht, daß die herbeigeführten und gewünschten Lebensgenüsse nicht den Körper des Jünglings schwächen noch vergiften konnten, auch war dieser schon Herr genug seiner selbst, um jede Freiheit unschädlich benützen zu können.

Mit unaussprechlicher Freude belebten die von Lorrain einlaufenden Nachrichten über die sich bessernden Gesundheitsumstände des Sohnes das elterliche Haus und dessen Briefe athmeten Frohsinn und Scherz. Indessen schien aus seiner vorigen Gemüthsstimmung noch darin eine Spur zurückgeblieben zu seyn, daß er dann und wann einsame Spaziergänge, besonders in den spätem Abendstunden, liebte, und Lorrain hatte, von der Solidität des jungen Mannes überzeugt, kein Arges, wenn er öfters erst sehr spät von seinen Wanderungen nach Hause kam. Er hatte diesfalls die Einrichtung getroffen, daß Dumonceau, mit einem eigenen Haus Schlüssel versehen, bei spätem Nachhausekommen stets Licht auf der Treppe und ein Nachtlisch auf seinem Zimmer fand.

In jenen Tagen des Schreckenssystems war das Schauspiel gerichtlicher Mordscenen nichts Neues, und die ununterbrochene Thätigkeit der Guillotine hatte so sehr den ersten Eindruck geschwächt, daß man in den nächsten Quartieren des Greve-Platzes sich gar nicht mehr über die dort blutenden Schlachtopfer der Tyrannei zu bekümmern schien, noch weniger hielt man es der Mühe werth, den Namen und Stand der täglichen Schlachtopfer zu erfragen oder der Vollstreckung jener Bluturtheile beizuwohnen. — Menschen, welche selbst die Bande der Verwandtschaft verknüpften, erfuhren oft erst nach der Hinrichtung den schwellen Tod der Thorigen; jeder Edle senkte traurig den Blick, wenn sein Weg ihn an dem Platz vorbeiführte, wo die Todesseufzer unschuldig Gemordeter zu dem Himmel sich erhoben, und die Geister der Erwürgten mit der rächenden Vergeltung drohenden Blicken in den Stunden der Mitternacht vorüberschwebten. —

Es war der 27. Juli, da Dumonceau gegen Abend einen Spaziergang außerhalb den Barrieren von Paris machte; er würde noch länger zwischen den reizenden Umgebungen verweilt haben, wenn nicht ein aus Westen aufsteigendes Wetter, dessen donnerschwangere Wolken die untergehende Sonne verfinsterten, ihn an den Heimgang gemahnt hätte. — Kaum hatte er die Barriere erreicht, da rollte näher und näher der Donner, und die leuchtenden Blitze durchzuckten die nun einbrechende Nacht. — Durch sie getäuscht, verirrete sich Dumonceau in den sich kreuzenden Straßen und gegen seinen Willen erkannte er sich bei dem Leuchten der Blitze auf dem Greve-Platz wieder. Ergrißen von schauerlichen Gefühlen, wollte er schnell vorüberreiten, doch unwillkürlich verweilte sein Blick an dem blutigen Gerüste der todbringenden Guillotine. — In diesem Moment führten schnell sich folgende Blitze aus dem schwarzen Gewölke und verbreiteten ein die ganze Gegend erleuchtendes Licht; und siehe! — am Fuße des Blutgerüsts

lag ein weibliches Wesen, dessen stöhnendes Seufzen zu Dumonceau's Ohren drang.

War es Mitleid, Ahnung der einer Unglücklichen nothwendig zu leistenden Hülfe — genug, mächtig erwachte in ihm der Drang, sich dieser weiblichen Erscheinung zu nähern. — Nur wenige Schritte und er erkannte bei wiederholtem Blickleuchten eine weibliche Gestalt, deren schwarze seidene Kleidung keinen gemeinen Stand zu verrathen schien. Leblos war sie hingestreckt, nur ihr wiederholtes Stöhnen bezeichnete eine lebende Unglückliche. — Dumonceau näherte sich und vergebens erwartete er einen neuen Blitz, ihm das Anlitz der Jammernden zu zeigen. Das Wetter hatte sich in seiner Wuth erschöpft, und nur noch herabströmender Regen löschte die aus der Ferne sich entladenden Blitze. — Jetzt bemühte sich Dumonceau die Jammernde aufzurichten, und ihr Worte des Trostes, seine Hülfe und Unterstützung anzubieten.

„Laßt mich,“ stöhnte sie ihm entgegen, „ich gehöre den Todten an. Hier ist meine Stelle, mein Grab.“ — Auf die Frage, wer sie sey, wie sie hieher gekommen, wo sie wohne, gab sie folgende Antworten:

„Ich bin Niemand mehr — Todt bin ich und lebendig schleppen sie mich doch zu meinem Geliebten; in Ge sie sah ich ihn, mit den Augen meiner Seele liebe ich ihn jenseits, das Grab ist meine Wohnung, und mit den Lebenden habe ich nichts mehr gemein.“

Diese Antworten schienen eine Wahnsinnige zu bezeichnen, doch das lebendige Gefühl des Mitleids und ein besonderer Drang des Herzens besetzten Dumonceau, durch sanfte Ueberredung und mit wohlgemeinter Kraftanstrengung die Unglückliche auf seinen Armen von diesem Schreckensorte weg zu tragen. — Ihres Sträubens ungeachtet, hielt er es für Pflicht, diese Leidende auch gegen ihren Willen zu retten; belastet mit dieser zarten Bürde eilte er seiner Wohnung zu, und obschon ihre Entfernung ihn zu wiederholtem Ausruhen nöthigte, so gelang es ihm dennoch, sein Haus zu erreichen, und die nun in stummen Schmerz versunkene Leidende in sein Zimmer zu bringen.

Noch brannte sein angezündetes Licht in Gang und Zimmer, aber — welches Gefühl überwältigte ihn, als er beim ersten Blick auf ihr Gesicht das Bild erkannte, welches so oft ihn im väterlichen Hause träumend so allmächtig ansprach. Gleiche Ueberraschung schien sich auch des Mädchens bemächtigt zu haben, und mit einem wehmüthigen Lächeln verweilte ihr Blick auf den Zügen ihres Retters. — Die Mitternachtsstunde rückte heran, im tiefen Schlaf lag das Haus; Dumonceau wollte die Domestiquen, ja selbst Hrn. Lorrain wecken, um Hülfe zu schaffen, doch ernstlich verbat sich dies das Mädchen, und nur so viel konnte er vermögen, daß die Unglückliche das Erbieten annahm, sich auf sein Bett zu legen, unterdessen er bei einem frisch angezündeten Lichte auf einem Stuhle in einem Nebenzimmer sich einiger Ruhe zu überlassen versprochen hatte; bei anbrechendem Tage hoffte er ihr desto wirksamer Hülfe leisten zu können, wenn erst ihre aufgeregten Sinne und geschwächten Nerven durch einen kurzen aber wohlthätigen Schlummer gestärkt seyn würden.

Nachdem er alles für den Augenblick Mögliche zu ihrer Bequemlichkeit gerichtet, entfernte er sich in das anstoßende Zimmer, warf sich in einen Sessel, und die erschöpfte Natur forderte bald, selbst gegen seinen Vorsatz, in einem wohlthätigen Schlummer den ihr von allen Wesen schuldigen Tribut. — Was sich nun in diesen wenigen Stunden mit der Unbekannten zugetragen, ist ein undurchdringliches Geheimniß, und wir müssen Dumonceau's Entfernung in das anstoßende Zimmer, wozu ihn sein Zartgefühl bestimmt hatte, sehr beklagen, indem dadurch die sichere Kunde des Vorfalles verborgen blieb. — Bald nun zeigte sich eine fürchterliche Katastrophe. — Kaum zwei Stunden mochte Dumonceau geschlummert haben, als er erwachte; sein erster Gedanke leitete auch seine Schritte in das Zimmer der Geretteten, er trat, um sie nicht im Schlummer zu stören, mit dem Lichte in der Hand ihrem Bette näher, und — — erschrecklicher Anblick! — ihr Körper lag auf dem Bette, ihr Kopf am Boden; — nirgends eine Spur von Blut, nirgends ein den geringsten Verdacht erweckendes Werkzeug einer Entleibung. Erstarrt bestete Dumonceau seine Blicke bald auf das Haupt, bald auf den Körper, das Licht entsank seiner Hand, es erlosch und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte er zu Boden. — Fall und Schrei hatten den unter diesem Zimmer schlafenden Lorrain aufgeschreckt, er rief seine Leute herbei und stürzte nach Dumonceau's Zimmer. Welche Scene stellte sich hier seinen Blicken dar? — Der sonderbarste Contrast der Gegenstände erfüllte ihn mit unendlicher Furcht. Durch schleunigst angewandte Hülfe kam Dumonceau bald wieder zum Bewußtseyn seiner selbst, und kaum vermochte er, das Vorgefallene in so weit es ihm selbst bekannt war, Herrn Lorrain mitzutheilen, als auch schon auf das Geschrei der zugeeilten Dienerschaft die übrigen Bewohner des Hauses und die neugierigen Nachbarn herbeigelockt wurden. Nach der genauesten Untersuchung konnte Niemand sich in das Haus geschlichen und diese Mordthat verübt haben; auch bewies der gänzliche Mangel an Blutspuren, daß hier weder von einer gewaltsamen noch freiwilligen Entleibung die Rede seyn könne. — Man hatte unterdessen den Kopf vom Boden aufgenommen und ihn wieder auf den Körper gesetzt; da trat aus der umstehenden Menge ein Nachbar vor, betrachtete die Leiche näher und rief: „Bei Gott! das ist ja die Demoiselle Revillier, welche gestern guillotiniert ward.“

War vorher das schreckenvolle Erstaunen auf allen Gesichtern zu lesen, so wich es jetzt nur dem neuen Erstaunen der Gedanken Aller über den Zusammenhang dieser Begebenheit. — Es war nöthig, auf der Stelle eine Polizei-Anzeige des Vorgangs zu machen. Der Friedensrichter und Bezirksvorsteher erschienen mit ihrem Gefolge, mehrere Neugierige drängten sich herbei, und das allgemeine Zeugniß bestätigte die obige Aussage, daß die Entseelte am verflossenen Tage ihr Leben unter der Guillotine verblutet habe, daß es Marie Revillier, die Tochter eines Fabrikanten, auf der Straße St. Honore wohnhaft, sey, welche auf die An-

klage eines mit ihren ausgewanderten Verwandten unterhaltenen Briefwechsels sey verhaftet und hingerichtet worden. — Eben als man nun beschäftigt war, einen Verbal-Prozeß aufzunehmen, stürzte ein junges Mädchen, Julie Goutrande, die innigste Freundin der Unglücklichen, in das Zimmer; auch zu ihr in naher Gegend wohnend, war das Gerücht dieses Vorfalles gedrungen; unter einem Strom von Thränen warf sie sich über den Leichnam. Als man ihr den Hergang der Sache erzählte, so betheuerte sie, Marie sey guillotiniert und ihr Körper begraben worden. Zufällig hob sie ihr Auge auf den Kreis der Umstehenden, fest wurzelte ihr Auge auf Dumonceau, krampfhaft faßte sie seine Hand und rief: „Ja! Sie sind es!“ und aus dem Busen zog sie ein Portrait, das letzte Vermächtniß ihrer sterbenden Freundin. Es war das Bild eines jungen Mannes, welches schon Jahre lang der Unglücklichen im Traume vorgeschwebt, mit unauslöschlichen Zügen ihrer Phantasie sich eingepägt und welches sie mit kunstgeübter Hand sich selbst im Gemälde versinnlicht hatte. — Alle Umstehenden drängten sich hinzu und alle riefen einstimmig: „Dies ist unser junger Herr.“ — Ein so unerklärbar wundervolles Zusammentreffen von Umständen betäubte Alle, und in späteren Zeiten wird es bei Allen, welche diese Geschichte lesen, dieselbe Wirkung erzeugen. Dumonceau verließ schnell Paris, eine Haarlocke nahm er von dem Haupte der todtten Geliebten, sie moderte mit ihm im selben Grabe, in welches ihn seine wiederkehrende Schwermuth bei seiner Zurückkunft ins väterliche Haus stürzte.

Ein Fall, für den Salomons Weisheit nicht ausreichen möchte.

In der kleinen Stadt L***y ward jüngst die Priesterin Lucinas — auf deutsch Hebeamme genannt, zu einer in Entbindungsnöthen befindlichen Frau in der W...straße gerufen, und eilte, obschon es gegen Mitternacht ging, pflichtmäßig augenblicklich zum Beistande der Leidenden. Kaum angelangt in der Stube der Wöchnerin, wird sie selbst ebenfalls von gleichen Wehen befallen — und die beiden Frauen sehen sich zu gleicher Zeit ihrer Leiden entledigt und entbunden. Eine alte Hausmagd, welche ihnen unterdessen in der Eile den nöthigen Beistand geleistet, legt die beiden Kleinen auf ein Kissen, ohne Licht zu geben, welches das ist, das ihrer eigenen Gebieterin gehört. Das eine Kind stirbt wenige Minuten nach der Geburt. Beide sind Knaben. Jede der Mütter nimmt nun das lebendige Kind in Anspruch, und behauptet, das todte gehöre ihrer Gegnerin. Wo gibt es eine menschliche Weisheit auf der Erde, die hier einen Richterspruch wagen kann? Höchstens kann man warten, bis der lebendig gebliebene Knabe herangewachsen, und dann aus der Aehnlichkeit mit einem der beiden Väter schließen; — und doch, wie gewagt ist nicht selbst so ein Schluß?